



Markus Albers ist Journalist (unter anderem „Monocle“, „Brand Eins“) und Sachbuchautor. Mit seiner Firma Rethink entwickelt er Kommunikationslösungen für Unternehmen und Verlage in einer sich schnell verändernden Medienwelt.
www.markusalbers.com

Ich hab auch ein Zuhause!

In der einen Welt binden Unternehmen Mitarbeiter mit allerlei Wellness-Fesseln förmlich am Schreibtisch fest; in der anderen lassen sie ihre Beschäftigten nur noch zu Hause, in Flughäfen, Zügen oder Coffeeshops arbeiten. Autor Markus Albers über die Frage, wie sich diese parallelen Arbeitswelten zusammenführen lassen

Die stressigsten Jobs sind oft zugleich die komfortabelsten. In einem Büro, in dem ich einmal gearbeitet habe, gab es morgens am Empfang für alle einen frisch gepressten Vitaminsaft, mit Essensgutscheinen konnte man im Öko-Deli um die Ecke Wraps und Salat kaufen, die Mitgliedschaft im Fitnessstudio kostete nichts, und auf der Firmentoilette waren kleine Fernseher installiert, auf denen man Börsenkurse checken konnte (sofern man das als Annehmlichkeit wertet). Beim nächsten Job gab es einen Kickertisch, im Kühlschrank fanden sich französisches Wasser und deutsches Bier für alle. Im dritten gab es Obst umsonst, sodass man für den Nachmittagssnack gar nicht mehr aus dem Haus musste. Wenn die langen Schreibtischstunden den Nacken verspannten, buchte man 20 Minuten beim Masseur – natürlich kostenlos. Der Kaffeevollautomat brühte hervorragenden Cappuccino und Espresso und war dementsprechend ständig umlagert. Wurde es abends spät, ließ der Chef Pizza und Sushi kommen.

Schöner lässt es sich eigentlich nicht arbeiten, oder? Selbstverständlich sind bei derartigen Jobs die Schreibtische von eleganten Designmarken, die Räume hell, die Stühle ergonomisch. Und doch ... glücklich machen solche Nettigkeiten häufig nicht. Denn auf der anderen Seite der Gleichung steht eine Präsenzpflcht nach dem Motto: Unser Büro ist so schön, wie kann man da weg wollen? Überstunden sind normal, selbst die Vorgesetzten essen am Schreibtisch, wer zwischen durch auch nur mal einkaufen geht, kann sicher sein, per Handy gefragt zu werden, wo

er gerade steckt. Ambiente und (Selbst-)Ausbildung hängen nicht selten zusammen.

Zu durchsichtig ist die Motivation der Arbeitgeber: Gib deinen Angestellten eine angenehme Umgebung sowie gutes Essen, kostenlose Getränke sowie harmlose Möglichkeiten kurzzeitiger Ablenkung – und sie werden das Büro überhaupt nicht mehr verlassen wollen. Die Mittags-, mindestens aber die nachmittägliche Kaffeepause kann entfallen. Die permanente Versorgung mit Koffein sorgt für einen durchgehend hohen Leistungspegel. Vitamine, Massage und eine Grundbegeisterung für körperliche Fitness senken Krankmeldungen auf das Minimum. Kurz: Der kluge Chef macht das Büro zum zweiten, zum besseren Zuhause. In dieser verbreiteten Wellness-Konstruktion finden effizienzsteigernde Arbeitgeberperfide und durchaus gut gemeinte Unternehmerverantwortung aufs Problematischste zusammen.

Gleichzeitig – vielleicht auch deshalb – sehen wir einen genau entgegengesetzten Trend: den großen Exodus aus dem Büro. Fortschrittliche Firmen räumen ihren Mitarbeitern immer öfter die Freiheit ein, zu arbeiten wann und wo sie wollen. Sie brauchen nicht mehr dumpf Zeit am Schreibtisch abzusetzen, sondern können dank Smartphone, Laptop und Videokonferenz den Job mobil und flexibel erledigen. Dafür – das ist der Preis – müssen wir fast immer erreichbar sein. In den USA erlösen große Konzerne wie Google oder Best Buy ihre Mitarbeiter von Schreibtischzwang und Stechuhr. Auch in Deutschland sind es innovative Branchenführer wie SAP, BMW, IBM

oder die Deutsche Telekom, die begriffen haben, dass Arbeit nicht gleich Anwesenheit ist, dass Spaß und Flexibilität zu mehr Kreativität führen.

Wenn also die Menschen in der neuen, mobilen Arbeitswelt nicht mehr jeden Tag an den Schreibtisch gehen, brauchen wir dann überhaupt noch Büros? Oder ist das Ziel die virtuelle Firma, deren Mitarbeiter sich nur noch digital vernetzen?

Kurz gesagt: Sie ist es nicht.

Wie man die beiden Trends klug unter einen Hut bekommt, sieht man aktuell bei Credit Suisse. Die Bank lud mich vor Kurzem nach Zürich ein, um ihre Vision einer neuen Büroumgebung anzuschauen. Dass ausgerechnet eine als eher konservativ geltende Schweizer Großbank so mutig an die Gestaltung künftiger Arbeitsplätze geht, fand ich spektakulär: Die Mitarbeiter im Pilotprojekt müssen nicht mehr

jeden Tag ins Büro kommen. Tun sie das aber doch, können sie sich entscheiden: Wollen sie in der Lounge auf Ledersofas lümmeln und am Espresso nippen? Oder in der „Quiet Zone“ ungestört vom Telefonklingeln konzentriert arbeiten? In der Bibliothek Unterlagen lesen oder sich im „Business Garden“ zwischen großen Grünpflanzen wie im Dschungel fühlen?

Bei der Inneneinrichtung half Stefan Camenzind, der schon das viel gepriesene Züricher Google-Büro gestaltete. Credit Suisse setzt sich mit diesem Experiment an die Spitze eines Trends und positioniert sich als moderner und attraktiver Arbeitgeber für die Generation Y.

Ja, wir brauchen noch Büros, aber gerade weil nicht mehr jeder Mitarbeiter jeden Tag hingehet, ändern sie ihre Aufgabe, sind sie heute vor allem Orte der Kommunikation, des kreativen Austauschs. Die Schweizer haben das verstanden. □



MORGEN KOMM ICH SPÄTER REIN

Das Standardwerk zum mobilen und flexiblen Arbeiten, ein viel besprochener Wirtschaftsbestseller. Das Buch erklärt anhand von Studien, Interviews und praktischen Beispielen aus Unternehmen, wie auch für Festangestellte die Zukunft der Arbeit mobiler, flexibler, kreativer und produktiver wird. Und wie sich Führung und Organisationen in Zukunft verändern müssen, um dem Rechnung zu tragen. (Campus, 2008)
www.morgenkommichspaterrein.de



MECONOMY

Was geschieht, wenn eine Generation nicht mehr jeden Tag ins Büro muss, sondern mithilfe moderner Technik selbstbestimmt und kreativ ihre eigene Arbeitswelt gestaltet? In diesem Buch beschreibt der Autor, wie Digital Natives und Generation Y arbeiten wollen, warum so auch in Deutschland das Gründen in Mode kommt – und was Unternehmen tun müssen, um diese klugen Köpfe doch noch für sich zu gewinnen. (Epubli, 2010)
www.mecomomy.me